



Leseprobe

V. E. Schwab

City of Ghosts - Der Bote aus der Dunkelheit

Das fesselnde Finale der Geister-Trilogie

Bestellen Sie mit einem Klick für 14,00 €



Seiten: 304

Erscheinungstermin: 13. Oktober 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Spannung, Grusel und Humor – eine unwiderstehliche Mischung

Geisterjägerin Cassidy Blake und ihr gespenstischer bester Freund Jacob stürzen sich in das Getümmel von New Orleans: eine Stadt voller Magie, dunkler Botschaften und Geister. Mit der Fernsehshow ihrer Eltern geht es an die schaurigsten Orte der Stadt, doch dort wartet ein besonders gefährlicher Gegner auf Cassidy: der Bote aus der Dunkelheit. Ist Cassidy dieser Herausforderung gewachsen?

Das fesselnde Finale der Geister-Trilogie von Bestsellerautorin V. E. Schwab.

Alle Bände der City-of-Ghosts-Reihe:

Die Geister, die mich riefen (Band 1)

Im Reich der vergessenen Geister (Band 2)

Der Bote aus der Dunkelheit (Band 3)

Autor

V. E. Schwab

V. E. Schwab hat ihre Leidenschaft schon früh zum Beruf gemacht und ihre Romane stehen seitdem regelmäßig auf der New-York-Times-Bestsellerliste. Wenn sie nicht gerade durch die Straßen von Paris schlendert oder sich in einem Café in Edinburgh neue Monster ausdenkt, lebt sie in Nashville, Tennessee.

V.E. Schwab
CITY OF GHOSTS
Der Bote aus der Dunkelheit

Bei diesem Buch wurden die durch das verwendete Material und die Produktion entstandenen CO₂-Emissionen ausgeglichen, indem der cbj Verlag ein Projekt zur Aufforstung in Brasilien unterstützt.

Weitere Informationen zu dem Projekt unter:
www.ClimatePartner.com/14044-1912-1001



Penguin Random House Verlagsgruppe
FSC® N001967



Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

1. Auflage 2022

© 2021 by Victoria Schwab

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Bridge of Souls« bei
Scholastic Press, an imprint of Scholastic Inc.

Published in agreement with the author,
c/o BAROR INTERNATIONAL, INC., Armonk, New York, U.S.A.

© 2022 für die deutschsprachige Ausgabe bei
cbj Kinder- und Jugendbuchverlag in der

Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Aus dem Englischen von Tanja Ohlsen

Lektorat: Michelle Landau

Karte von New Orleans: © 2021 Maxime Plasse

Umschlagillustration und -gestaltung: Melanie Korte

mk · Herstellung: BO

Satz und Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-570-17940-6

Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

*Für die Kinder, die sich in die Dunkelheit wagen,
auch wenn sie ihnen Angst macht.*

»Konnt' ich nicht halten für den Tod,
war er zum Halten doch bereit.«

Emily Dickinson

TEIL I

Zuckerzeug
und
Totenkopf



Kapitel 1

Es gibt so viele schöne Arten, aufzuwachen. Im Sommer kann man vom Duft nach Pfannkuchen geweckt werden, im Herbst von der ersten kühlen Brise. An einem trüben Wintertag kann die ganze Welt unter einer Bettdecke vergraben sein. Dann wacht man leicht und friedvoll auf, ein sanfter Übergang vom Traum zum Tageslicht.

Und dann gibt es das: Ruckartig werden die Vorhänge vor der grellen Sonne weggezogen und auf meiner Brust landet ein sehr großer Kater.

Stöhnend bemühe ich mich, die Augen zu öffnen, und sehe, wie mich Grim anstarrt, eine schwarze Pfote direkt über meinem Gesicht.

»Runter von mir«, knurre ich und drehe mich um, sodass der Kater zur Seite aufs Bett kippt. Er wirft mir einen griesgrämigen Blick zu, stößt einen leisen Katzenschrei aus und lässt sich noch tiefer in die Federn sinken.

»Einen schönen guten Morgen!«, zwitschert Mum viel zu fröhlich, wenn man bedenkt, dass wir gestern Abend erst angekommen sind und mein Körper keine Ahnung hat, ob es Tag oder Nacht ist. In meinem Kopf dröhnt es dumpf und ich weiß nicht, ob das am Jetlag oder an den Geistern liegt.

Die Klimaanlage des Hotels, die die ganze Nacht gebrummt hat, sorgt für eine künstliche Kälte, die mich die Bettdecke wieder hochziehen lässt. Als Mum das Fenster aufmacht, dringt keine kühle Brise ins Zimmer, sondern ein Schwall Hitze.

Es ist die stickige Hitze des Sommers.

Unten auf der Straße singt jemand mit schräger Stimme, zu der sich die leisen Töne einer Trompete gesellen. Irgendjemand lacht laut. Jemand anderes lässt etwas fallen, das scheppert wie ein leerer Topf.

In New Orleans ist es schon um 10 Uhr morgens laut.

Ich setze mich auf. Meine Locken sind total wirr und ich sehe mich müde um. Hm.

Als wir gestern Abend angekommen sind, habe ich kaum etwas wahrgenommen, sondern mir nur das Gesicht gewaschen und bin sofort ins Bett gegangen. Aber jetzt stelle ich fest, dass unser Hotelzimmer alles andere als normal ist. Nicht dass irgendein Stopp auf dieser Reise bisher »normal« gewesen wäre, aber das Hotel Kardec ist besonders merkwürdig.

Mein Bett steht in einer Ecke auf einem kleinen er-

höhten Podest. Zwischen meinem Nest und dem großen Himmelbett, das meine Eltern auf der anderen Seite des Zimmers bezogen haben, befindet sich eine Sitzecke. Aber das ist nicht das Merkwürdige. Nein, merkwürdig ist, dass das ganze Zimmer in Rot und Dunkelblau dekoriert ist, mit goldenen Akzenten, und dass überall seidene oder samtene Stoffe drapiert sind, wie im Zelt einer Wahrsagerin. Die Schubladengriffe und Wandhaken sind geformt wie Hände, deren Finger verschränkt sind oder nach oben greifen.

Unsere Koffer liegen noch aufgetürmt mitten im Zimmer und drum herum sind die Kleider verstreut, die wir gestern einfach herausgezerrt haben, um nach dem Flug so schnell wie möglich ins Bett fallen zu können. Und mitten in diesem Chaos, zwischen dem Kosmetikkoffer meiner Mutter und meiner Kameratasche, sitzt Jacob Ellis Hale, mein bester Freund und mich stets begleitender Geist.

Jacob verfolgt mich seit dem letzten Frühjahr, als ich in einen Fluss gefallen bin und er mir das Leben gerettet hat. Gemeinsam haben wir uns seitdem den Gespenstern von Schottland und den Poltergeistern, Friedhöfen und Katakomben von Paris gestellt.

Er sitzt im Schneidersitz, hat die Ellbogen auf die Knie gestützt und blättert in einem aufgeschlagenen Comicheft.

Es könnte ein Luftzug sein, aber meine Mutter hat das Fenster schon wieder geschlossen.

Außerdem blättern die Seiten nur in eine Richtung und etwa so schnell, wie ein Junge lesen würde.

Wir wissen beide, dass er dazu nicht in der Lage sein sollte.

Vor einer Woche hätte er das noch nicht gekonnt und jetzt ...

»Los, Cass«, ruft meine Mutter. »Hopp, hopp!«

Ich will schon protestieren, da wir erst heute Abend zu filmen beginnen, als Dad einwirft: »Wir treffen uns mit unserem Stadtführer im Café du Monde.«

Neugierig sehe ich auf. In jeder Stadt, in die wir für die Show meiner Eltern reisen, bekommen wir einen anderen Führer, jemanden, der den Ort – und seine Geheimnisse – besonders gut kennt. Ich frage mich, wie unser Führer hier sein wird. Ob er ein Zweifler ist oder tatsächlich an Geister glaubt.

Auf der anderen Seite des Zimmers machen sich meine Eltern fertig. Mum wischt Dad einen Streifen Rasierschaum von der Wange und er hilft ihr mit dem Verschluss ihres Armbands.

Im Moment sind sie einfach nur meine Eltern. Ungeschickt, streberhaft und nett. Aber heute Abend, wenn die Kameras eingeschaltet werden, verwandeln sie sich in etwas anderes: die Inspecters, die weit gereisten, Geister jagenden Erforscher des Paranormalen – überlebensgroß.

»Dabei ist dein Leben doch schon ziemlich groß«, stellt Jacob fest, ohne aufzusehen. »Oder zumindest

ganz schön merkwürdig. Ich habe nie verstanden, wie ein Leben *groß* sein kann ...«

Jacob Ellis Hale, bester Freund und Geist an meiner Seite – und ständiger Lauscher.

Abwehrend hebt er die Hände. »Ist doch nicht meine Schuld, dass du so laut denkst.«

Ich glaube, seine Fähigkeit, meine Gedanken zu lesen, hat etwas damit zu tun, dass er mich aus dem Reich der Toten zurückgeholt hat und ich ihn ins Reich der Lebenden gezogen habe. Dabei sind wir irgendwie aneinander kleben geblieben wie Haare an Kaugummi.

»Bin ich etwa der Kaugummi?«, fragt Jacob stirnrunzelnd.

Ich verdrehe die Augen. Ich finde, es wäre nur fair, wenn ich seine Gedanken auch lesen könnte.

»Vielleicht sind meine Gedanken ja nur leiser«, vermutet er.

Vielleicht ist dein Kopf ja auch leer, denke ich und strecke ihm die Zunge raus.

Er sieht mich finster an.

Ich kichere.

Meine Eltern drehen sich zu mir um.

»Sorry«, sage ich achselzuckend. »Ist nur Jacob.«

Mum lächelt, doch Dad zieht eine Braue hoch. Mum glaubt mir, allerdings bin ich mir nicht sicher, ob sie an Jacob, den Geist, glaubt, oder an Jacob-den-ein-gebildeten-Freund-und-die-bequeme-Ausrede-für-ihre-Tochter-wenn-sie-mal-wieder-in-Schwierigkeiten-

steckt. Dad ist definitiv kein Gläubiger in Sachen Geister und findet, dass ich langsam zu alt werde für eingebildete Freunde. Finde ich auch. Aber Jacob ist nicht eingebildet, sondern nur unsichtbar, und es ist nicht meine Schuld, dass meine Eltern ihn nicht sehen können.

Noch nicht.

Ich denke es so leise wie möglich, aber Jacob hört mich trotzdem. Die Furcht, die mit diesem Gedanken einhergeht, scheint er jedoch nicht zu bemerken, denn er steht auf und lächelt.

»Weißt du«, sagt er und haucht auf die Fensterscheibe, »vielleicht sollte ich ...«

Er drückt den Zeigefinger auf die beschlagene Stelle und runzelt konzentriert die Stirn, während er ein »J« zeichnet. Zu meiner Überraschung – und zu meinem Entsetzen – zeigt sich der Buchstabe tatsächlich auf dem Glas.

Ich springe aus dem Bett und wische ihn fort, bevor meine Eltern ihn sehen.

»Spielverderber«, murmelt er, doch ich kann es jetzt wirklich nicht gebrauchen, dass meine Eltern erkennen, dass Jacob real ist, oder dass ich fast gestorben wäre, oder dass ich in meiner Freizeit Geister jage. Ich glaube kaum, dass ihnen das gefallen würde.

Bleib hier sitzen, befehle ich ihm und gehe ins Bad, um mich anzuziehen.

Mein Haar binde ich zu einem wirren Knoten hoch

und versuche, nicht daran zu denken, dass mein bester Freund absolut unbestreitbar stärker wird.

Ich hole meine Kette unter dem Ausschnitt meines T-Shirts hervor und betrachte den baumelnden Spiegelanhänger. Ein Spiegel, der die Wahrheit sagt. Ein Spiegel, der den Geistern bewusst macht, dass sie tot sind. Ein Spiegel, der sie erstarren lässt, sodass ich ihren Lebensfaden zerreißen und sie weiterschicken kann.

Mein Spiegelbild sieht mir unsicher entgegen und ich versuche, nicht an den Schleier zu denken oder an die Gründe, warum die Geister auf der anderen Seite bleiben sollten. Ich versuche, nicht daran zu denken, was mit Geistern geschieht, die real genug werden, um unsere Welt zu berühren. Und ich versuche, nicht an Lara Chowdhury zu denken, die mir gesagt hat, es sei meine Aufgabe, Jacob weiterzuschicken, bevor er zu gefährlich wird, bevor, bevor ...

Ich versuche, nicht an die Träume zu denken, in denen Jacobs Augen rot glühen und die Welt um ihn herum in Trümmern versinkt, in denen er nicht mehr weiß, wer ich bin oder wer er ist, und in denen ich mich entscheiden muss, ob ich meinen besten Freund rette oder alles andere. Ich versuche, an nichts davon zu denken.

Stattdessen ziehe ich mich schnell fertig an, und als ich wieder aus dem Bad komme, liegt Jacob vor Grim auf dem Boden und trägt offenbar einen Anstarr-Wett-

bewerb mit ihm aus. Ich rufe mir in Erinnerung, dass Jacob eben Jacob ist. Er ist kein gewöhnlicher Geist. Er ist mein bester Freund.

Plötzlich hebt Jacob den Blick und sieht mich an, und da ich weiß, dass er meine Gedanken hören kann, konzentriere ich mich stattdessen auf Grim.

Der schwarze Schwanz des Katers wischt träge hin und her und nicht zum ersten Mal frage ich mich, ob Katzen – selbst völlig nutzlose Faulpelze wie Grim – mehr sehen als gewöhnliche Augen, ob sie den Schleier und die Geister dahinter so wahrnehmen können wie ich.

Ich hebe die Kamera auf, hänge mir den roten Riemen um den Hals und lege eine neue Filmrolle ein. Meine Eltern haben mich gebeten, ihre Show hinter den Kulissen zu dokumentieren. Als hätte ich nicht schon genug damit zu tun, böse Geister daran zu hindern, Chaos zu verbreiten.

Aber schließlich braucht jeder ein Hobby.

»Ich empfehle Videospiele«, meint Jacob.

Ich sehe ihn durch den Sucher meiner Kamera an und stelle das Bild abwechselnd scharf und unscharf. Das Zimmer um ihn herum verändert sich, doch Jacob ist immer klar und deutlich zu sehen.

Wie alles andere in meinem Leben ist auch diese Kamera ein wenig merkwürdig. Ich hatte sie dabei, als ich fast ertrunken wäre, und seitdem sieht sie einfach *mehr*.

So wie ich.

Meine Eltern, Jacob und ich gehen den Hotelflur entlang, der genauso dekoriert ist wie unser Zimmer: in tiefem Rot und Blau und mit Wandleuchtern, die wie Hände geformt sind. Die meisten von ihnen halten Lampen. Aber hier und da ist immer wieder eine leere Hand dazwischen.

»Geister-Five!«, sagt Jacob und schlägt in eine der leeren Handflächen. Sie wackelt ein wenig, droht zu fallen, und ich werfe ihm einen vernichtenden Blick zu. Er grinst mich verlegen an.

Auf dem Weg nach unten kommen wir an einem bedrohlich wirkenden schmiedeeisernen Aufzug vorbei. Da der aber nur Platz für eine Person bietet, nehmen wir stattdessen die geschwungene hölzerne Treppe.

An der Decke in der Lobby ist ein Gemälde mit einem Tisch und leeren Stühlen zu sehen. Der Effekt ist schwindelerregend, als würde man kopfüber hängen.

Ich habe das Gefühl, beobachtet zu werden, und als ich mich umsehe, entdecke ich in einer Nische einen Mann, der hinter einem Vorhang hervorsieht. Erst als ich näher komme, erkenne ich, dass es kein Mensch ist, sondern eine Büste, eine Bronzeskulptur von einem Kopf und den Schultern. Er hat einen Ziegenbart und lange Koteletten und starrt mich intensiv an.

Der Name auf der Büste sagt mir, dass es sich bei dem dargestellten Mann um Mr Allan Kardec handelt.

Jacob lehnt sich an den Sockel der Büste.

»Der sieht ja griesgrämig aus«, findet Jacob, aber ich bin anderer Meinung. Mr Kardec runzelt zwar die Stirn, allerdings auf ähnliche Weise, wie es auch Dad manchmal tut, wenn er angestrengt nachdenkt. Mum nennt das sein Uhrwerkgesicht, weil sie behauptet, sie könne sehen, wie sich hinter seinen Augen die Zahnräder drehen.

Aber im Blick der Statue liegt noch etwas anderes, etwas Schauriges. Die Augen sind nicht aus Bronze, sondern aus Glas, wie mir jetzt auffällt, dunkle Murmeln, von grauen Adern durchzogen.

Mum ruft nach mir und ich sehe sie mit Dad am Hoteleingang stehen. Jacob und ich weichen vor dem geisterhaften Blick der Statue zurück.

»Bereit?«, fragt Dad und macht die Tür auf.

Dann treten wir hinaus ins Sonnenlicht.

Die Hitze trifft mich wie eine Abrissbirne.

In New York, wo wir normalerweise wohnen, ist es im Sommer zwar auch heiß, aber im Schatten bleibt es kühl. Hier ist die Sonne wie flüssige Hitze und selbst im Schatten steht die Luft wie Suppe. Wenn ich meinen Arm schwinde, spüre ich, wie die Feuchtigkeit daran kleben bleibt.

Doch die Hitze ist nicht das Einzige, was mir auffällt.

Eine Pferdekutsche rattert an uns vorbei und in die andere Richtung fährt ein Leichenwagen.

Dabei bin ich nicht mal hinter dem Schleier. Das hier ist das lebende, atmende New Orleans.

Wir wohnen im Französischen Viertel, wo die Straßen Namen haben wie Bourbon und Royal, wo die Häuserblöcke klein und niedrig sind und von schmiedeeisernen Balkonen wie von Efeu überrankt werden. Es ist ein Zusammenprall von Farben, Stilen und Geräuschen. Kopfsteinpflaster und Beton, knorrige Bäume und Moosflechten. Ich war noch nie an einem Ort, der so voller Widersprüche steckt.

Edinburgh, die erste Stadt, in die wir für die Show gereist sind, war feucht und grau, eine Stadt aus kaltem Stein mit verborgenen Pfaden, die ihre Geschichte offen zur Schau trug. Paris war hell und sauber, voll goldener Schnörkel und breiter Alleen und hatte seine Geheimnisse im Untergrund verborgen.

New Orleans ist – anders.

Es ist kein Ort, den man in einem Foto festhalten kann.

Es ist laut und voller Menschen und Dinge, die nicht zusammenpassen. Das Klappern von Pferdehufen mischt sich mit der Hupe einer Limousine und dem Klang eines Saxophons. Es gibt viele Restaurants und Tattoo-Läden und Boutiquen, dazwischen aber auch Schaufenster mit Kerzen, Steinen und Heiligenbildern sowie Neonschilder mit nach oben gewandten Handflächen und Kristallkugeln. Ich weiß nicht, wie viel davon nur Show für die Touristen ist und wie viel echt.

Und noch dazu – oder besser gesagt *dahinter* – ist der Schleier hier voller Geister, die darauf warten, gesehen und gehört zu werden.

Manchmal sind Geister im Schleier gefangen, sie stecken sozusagen in einer Dauerschleife ihres letzten Augenblicks fest. Es ist meine Aufgabe, sie weiterzuschicken.

»Darüber lässt sich streiten«, meint Jacob, der lieber so tut, als wäre es für ein Mädchen völlig normal, das ständige Klopfen der Geister zu hören und immer den Druck der anderen Seite zu spüren, der sie durch den Schleier ziehen will. »Ich meine ja nur, wann hat es dein Leben bitte schon mal leichter gemacht, Geister weiterzuschicken?«

Damit hat er zwar recht, aber darum geht es nicht.

Es geht darum, zu tun, was richtig ist.

Trotzdem wünsche ich mir ab und zu, ich könnte die andere Seite verstummen lassen.

Eine Kutsche mit roten Federbüscheln und goldenen Troddeln fährt vorbei und ich laufe hinterher, um ein gutes Foto zu bekommen.

»He, Cass, pass auf!«, ruft Jacob noch, als ich schon mit jemandem zusammenstoße.

Ich taumle zurück und blinzele die plötzliche Schwärze vor meinen Augen weg. Ich will schon zu einer Entschuldigung ansetzen, als ich aufschaue und ein Skelett in einem rabenschwarzen Anzug vor mir sehe.

Und einfach so bleibt die Welt stehen.

Ich kann nicht mehr atmen, New Orleans verschwindet und ich stehe wieder auf dem Bahnsteig in Paris, am Tag, als wir abgereist sind, starre den Fremden auf der anderen Seite der Schienen an und frage mich, wieso außer mir niemand den glatten weißen Totenschädel unter der breiten Hutkrempe bemerkt. Ich bin in meiner Haut gefangen, kann nicht atmen, nicht denken, kann nur in diese leeren Augen starren, als der Fremde die Maske abnimmt und dahinter nichts als Dunkelheit ist.

Ich falle, ich falle durch diese leeren Augen zurück nach New Orleans, wo das Skelett auf mich zutritt und seine knochige Hand nach mir ausstreckt.

Und dieses Mal schreie ich.



Kapitel 2

Das Skelett weicht zurück.

»He, he, he!«, sagt er abwehrend. »Sorry, Kleine.« Er hebt entschuldigend die Hände, die gar nicht aus Knochen bestehen, sondern aus Fleisch und Blut, und deren Fingerspitzen aus abgeschnittenen Handschuhen ragen. »Ich wollte dich nicht erschrecken.«

Die Stimme ist warm und menschlich und als er die Maske absetzt, ist ein Gesicht dahinter, herzlich, freundlich und real.

»Cassidy!« Mum nimmt mich am Ellbogen. »Was ist denn los?«

Ich schüttele den Kopf und höre mich sagen, dass alles in Ordnung ist, dass es meine Schuld ist, dass er mir keine Angst gemacht hat. Aber mein Herz klopft so laut, dass es mir in den Ohren dröhnt, und ich muss mich zwingen zu atmen, als der Mann weitergeht. Niemand hier scheint es merkwürdig zu finden, am frühen

Vormittag einen als Skelett verkleideten Mann zu sehen. Niemand sieht ihm auch nur nach, als er pfeifend die Straße entlangschlendert.

»Cass«, sagt Jacob leise.

Ich sehe nach unten und bemerke, wie meine Hände zittern. Ich lege sie um die Kamera und drücke fest zu, bis das Zittern nachlässt.

»Alles in Ordnung, Kleines?«, fragt Dad und meine Eltern sehen mich an, als wäre mir plötzlich ein Schnurrbart oder Flügel gewachsen, als hätte sich ihre Tochter in etwas Fremdes verwandelt, etwas Empfindliches und Zerbrechliches.

Ich kann es ihnen nicht verdenken.

Ich bin *Cassidy Blake*.

Ich war noch nie zart besaitet. Nicht mal, als ein Mädchen an der Schule Nasenbluten hatte und aussah, als hätte sie sich mit einem Eimer Blut übergossen.

Nicht mal, als ich zum ersten Mal in die Brust eines Geistes gegriffen und die verrotteten Reste seines Lebens herausgezogen habe.

Nicht mal, als ich in ein offenes Grab gestiegen oder fünf Stockwerke unter der Erde durch einen Haufen morscher Knochen gefallen bin.

Aber das Skelett im schwarzen Anzug, das war anders. Schon der Gedanke daran lässt mich schauern. Als mich der Fremde mit der Totenschädelmaske in Paris vom anderen Gleis aus angestarrt hat, hat es sich angefühlt, als hätte er einfach durch mich hindurch-

geschaut. Als wäre ich in einem warmen Raum gewesen, bis der Fremde die Fenster aufgerissen hat und alles eiskalt geworden ist. Ich habe mich noch nie so furchtbar schlecht, verängstigt und allein gefühlt wie in diesem Moment.

»Wie ein Dementer«, sagt Jacob.

»Wie bitte?« Ich schrecke auf.

»Du weißt schon, diese grusligen Geisterdinger aus Harry Potter, die dir das Leben aussaugen, all dein Glück fressen und dich ganz kalt zurücklassen.«

Oh. Er meint *Dementor*.

Jacob hat die Bücher nie gelesen, seine Kenntnisse beschränken sich daher auf Filmausschnitte und meine ständigen Erwähnungen. Aber dieses Mal hat er beinahe recht.

Es war wirklich wie in den Büchern beschrieben. Als hätte ich der Dunkelheit ins Auge gesehen und sie hätte alles Licht in mir verlöschen lassen. Aber Dementoren sind nicht echt und was auch immer das Ding in Paris war, es war sehr echt. Glaube ich zumindest.

Niemand sonst hat es gesehen.

Nicht mal Jacob.

Aber mir kam es eindeutig real vor.

»Ich glaube dir«, sagt Jacob und stößt mit der Schulter an meine. »Aber vielleicht solltest du mal mit Lara reden.«

Das ist das Letzte, was ich aus seinem Mund erwartet hätte.

»Ich weiß, ich weiß«, sagt er und schiebt die Hände in die Hosentaschen.

Jacob und Lara kommen nicht wirklich gut miteinander aus. Man könnte sagen, es liegt am unterschiedlichen Temperament – Jacob ist Gryffindor, während Lara zweifelsfrei Ravenclaw ist. Aber die Sache ist komplizierter. Lara ist wie ich ein Zwischenweltler und ihre Aufgabe – wie auch meine – ist es, Geister auf die andere Seite zu schicken. Und Jacob ist unbestreitbar hier, auf der falschen Seite.

Er räuspert sich.

Wo er auch hingehört, denke ich ganz explizit.

»Also«, meint er, »Lara weiß vielleicht nicht alles, aber sie weiß eine ganze Menge und vielleicht hat sie so einen Skelettmann schon mal gesehen.«

Ich muss schlucken. Was auch immer ich in Paris gesehen habe, war kein Mann. Mit dem schwarzen Anzug und dem breitkrempigen Hut sah er mehr oder weniger aus wie einer, aber ein Mensch besteht aus Fleisch und Blut. Ein Mensch hat hinter der Maske ein Gesicht. Ein Mensch hat Augen.

Was habe ich gesehen?

Es war nicht menschlich, so viel steht fest.

Während meine Eltern vorauslaufen, ziehe ich mein Telefon aus der Tasche. Ich gehe davon aus, dass Lara noch bei ihrer Tante ist, und in Schottland ist es jetzt Nachmittag. Ich schicke ihr eine Nachricht.

